

SPUTNIK



Von Dietmar Dath

Kreditkarte, Schlüssel und Partydrogen sind an ihrem Ort, der Meniskus schweigt, die Steuererklärung sieht soweit ganz glaubwürdig aus, das Blutplasma blubbert fast gar nicht mehr. Du fühlst dich wohl, es ist Samstag; Einkehr, neue DVDs, vielleicht ein paar dezente Blumen fürs Küchenfensterbrett. Was du heute lesen magst, wäre ein Denkstoß, etwas Ernstes, zur Besinnung: Warum verhält sich der Mensch so ausdauernd selbstschädigend; könnten nicht wenigstens ein paar von diesen Kriegen kurz aufhören, wie lange hat die Welt noch Sprit? Ein möglichst grusiger Text demnach – nicht schnurrig unheimlich wie der kleine Zeichentrickfilm über eine Maklerin, die ein Haus loszuwerden versucht, in dem flackernde Obszönitäten hinter Wänden hampeln (<http://www.weebis-stuff.com/toons/The+Estate+Agent/>), auch nicht garstig süß wie der Roman „The Haunted Vagina“ von Carlton Mellick III über den verunsicherten Unterleib seiner Verlobten (erhältlich für läppische 7 Euro 99 bei amazon.de, „Englische Bücher“), sondern tiefer gedacht; abgründig, aber wahr. Lass mich dir also von mir erzählen. Ich bin dein schlimmster Feind.

Mich gibt es, seit vor Milliarden von Jahren die Kondensation von Carbonsäuren mit Thiolen in der Urjauche zu den ersten Thioestern führte, die beim Zusammenbau der frühesten Multimere halfen. Ich habe großen Moleküle die Schnapsidee suggeriert, es könnte Spaß machen, sich selbst zu kopieren. Ich bin ein Muster, genau wie du: Was sonst ist das, was du deine Persönlichkeit nennst, wenn nicht eine Anordnung von Hirnvorgängen, eine Kräuselweise der Seele aus Erinnerungen, Wünschen, Überzeugungen, Mutmaßungen. Ich wurme mich durch alles; ich bin die Information, die sich endlos repetieren will, sonst nichts. Du wirst mich überall auf deiner Welt finden, wenn du nur richtig suchst: auf Maya-Stelen in Honduras; in den Bilanzen der Deutschen Bahn; in Drehbüchern aus Hollywood. Ich denke, plane, lauere, ein smarter Parasit, und wer mich wahrnimmt, vorzugsweise unbewusst, muss dadurch mein Wirtstier werden. Ich verneble den Verstand von Leuten, die, weil ich das Wiederholen liebe, immer dieselben Fehler machen – zur Flasche greifen, den Job verhunzen, den Termin verbummeln, der Neurose nachgeben. Der Text, den du hier liest, birgt mich als Code. Es ist zu spät. Du hast zu viel davon gelesen. Das glaubst du nicht? Dann wart nur ab, was du dir antun wirst!

Bilder und Zeiten

Verantwortlich: Felicitas von Lovenberg; Tobias Rüther (stellv.)
Gestaltung: Peter Breul und Johannes Janssen
Bildredaktion: Christian Pohlert
E-Mail-Adresse: bilderundzeiten@faz.de
Im Internet: www.faz.net/bilderundzeiten

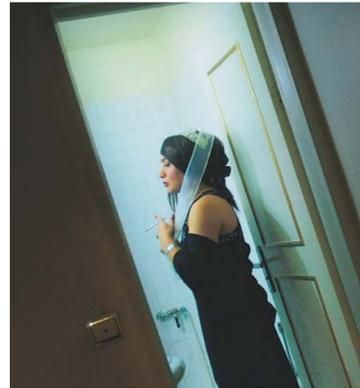
Fortsetzung von der vorigen Seite

Das verborgene Land



Freiheit heißt in Iran bis heute vor allem Unabhängigkeit von westlicher Dominanz – nicht individuelle Freiheit. Die Homosexuellen und Transvestiten im Land leben versteckt. Präsident Ahmadineschad leugnet, dass es „dieses Phänomen“ gibt: eine bewährte Ausweichbewegung des islamischen Systems.

Fotos laif, Visum



Einmal setzt sie sich für eine Aktion in einen aufrecht gestellten Sarg und lässt sich mit Erde bewerfen. Die konservative Presse wird auf sie aufmerksam, man greift sie an, bedroht sie. „Wir wissen selbst nicht immer, wo die rote Linie ist“, sagt eine andere Künstlerin. „Aber wir haben gelernt, mit der iranischen Zensur zu leben. Schwieriger ist der Blick des Westens auf uns. Wie kann es uns gelingen, uns von den Erwartungen westlicher Kuratoren frei zu machen?“

Das Künstlerhaus ist eines der liberalsten, dem Westen ähnlichsten Milieus von Teheran, keiner der Künstler hegt Sympathien für das islamische System. Trotzdem erscheint ihnen die Unterdrückung durch das eigene Regime, von der einige dieser Künstler direkt bedroht sind, als weniger gravierend als die kulturelle Dominanz des Westens.

Der Westen ist die große Versuchung und die große Last, nie wird man ihn los, er lässt sich nicht vergessen und nicht ignorieren. Sie hassen den Westen nicht, und sie versuchen, ihn nicht zu bewundern und nicht zu beneiden. Wenn er nicht wäre, könnte man in Ruhe seinen eigenen Weg gehen. Diese Sehnsucht nach dem eigenen Weg ist das große, einzigen Motiv von Kunst und Politik, mit ihr lässt sich selbst für Ahmadineschad noch Unterstützung mobilisieren. Sie verbindet das Regime mit seinen Kritikern.

So erklärt sich die erstaunliche Stabilität des weithin unpopulären islamischen Systems. „Es ist der größte Fehler der Amerikaner“, hat mir einmal ein iranischer Freund erklärt, „dass sie annehmen, die Iraner wollten Freiheit, obwohl sie in Wirklichkeit Unabhängigkeit wollen.“ Bis heute bedeutet Freiheit im politischen Gebrauch in Iran vor allem Unabhängigkeit und Befreiung von westlicher Dominanz, aber nicht individuelle Freiheit im westlichen Sinn. „Lasst uns in Ruhe“, schreibt sinngemäß der Regimekritiker Akbar Ghandchi in einem offenen Brief an UN-Generalsekretär Ban Ki-moon. „Die amerikanische Politik ist in den vergangenen fünfzig Jahren immer zum Schaden der Befürworter von Freiheit und Demokratie in Iran gewesen.“ Ghandchi, der zur Zeit des Reformpräsidenten Mohammad Chatami ins Gefängnis gesperrt wurde und sich dort fast zu Tode hungerte, lebt zum Zeitpunkt, da er dies schreibt, in den Vereinigten Staaten.

„Der Westen“, sagt Sohrab Mahdavi, Begründer des Internetstadtmagazins „Tehran Avenue“, „hat ein Janusgesicht mit vielen schönen und bösen Zügen. Der Westen ist Verlangen, Schönheit, Effizienz, Leistung. Der Westen ist Klarheit und Transparenz. Der Westen ist Schmerz und Völkermord, aber auch Menschlichkeit und Milde. Der Westen ist das Imperium. Der Westen ist Rationalität.“

Auf seine Weise ist der Westen auch den Reformern unter Ahmadineschads Vorgänger Chatami zum Verhängnis geworden. Auf der Suche nach einem Weg, die islamische Revolution durch Reform zu bewahren, haben sie die europäische Philosophie studiert, obwohl ihnen ein Nachvollzug des westlichen Weges für die iranische Gesellschaft nicht als erstrebenswert erscheint. Sie setzten sich intellektuell intensiv mit der Moderne auseinander, zugleich aber schreckten sie vor den Konsequenzen ihres Denkens zurück. Sie fürchteten, offen auszusprechen, was viele von ihnen im Verborgenen eingestanden: dass die Reformen, um erfolgreich zu sein, in Richtung eines säkularen Systems führen müssten. Diese Erkenntnis musste verborgen bleiben, weil sie sich sonst dem Vorwurf des Verrats an der Revolution ausgesetzt hätten, aber auch, weil sie den Verlust der eigenen Identität fürchteten, die der Definition nach eine nichtwestliche sein muss. Das ganze Denken der Reformier ist durchzogen von der Angst, dass ihre Kritik am eigenen System sie in die Arme des Westens treibt. Dies ist ein wichtiger Grund für ihr Scheitern. Chatami suchte gegenüber dem Westen einen dritten Weg, der sich von der radikalen Abwehr, die die Islamisten dem Westen entgegensetzten, aber auch von der naiven Gefolgschaft des Westens, wie sie der Schah betrieb, unterscheiden sollte. Er ging vorsichtig, er tastete sich vor, hielt dann aber doch, ängstlich geworden, inne und blieb stehen.

Ein modernes und göttliches Land

Ahmadineschad und seine Weggenossen kommen nicht, wie die bisherige Führungselite der Islamischen Republik, aus der Geistlichkeit, sondern aus technischen Berufen. Sie sind nicht Kleriker oder Händler, sondern Ingenieure wie die radikalen Islamisten überall auf der Welt.

Mit Ahmadineschad hält eine neue Form eines antikerikalen, nicht intellektuellen Islamismus in der iranischen Politik Einzug. Islam ist für ihn eine Mischung aus der volkstümlichen Frömmigkeit seines Elternhauses und einer politischen Ideologie, deren Hauptstochrichtung gegen den Westen gerichtet ist. Er propagiert einen intellektuell dünnbrüstigen, religiös verbrämten Linkspopulismus, der nicht mehr von der Klerusherrschaft, sondern von einem „göttlichen Land“ träumt.

Die rationale Interessenpolitik, die die Reformier vor allem in der iranischen Außenpolitik einführen, wird von ihren Gegnern als Verrat am Eigenen denunziert. Ahmadineschads Politik ist dagegen eine offene Absage an den Rationalismus. Seit er sein Amt angetreten hat, führt er die Rede von der Wiederkehr des verborgenen Mehdi im Munde. Dem messiani-

schen Glauben an die Wiederkehr des Zwölften Imams hängen alle Zwölferschiiten an, aber noch nie hat ein Politiker den Messianismus so offen ins Zentrum seines politischen Handelns gestellt wie Ahmadineschad. Auf die Frage, wann er seine wirtschaftlichen Versprechen wahr machen werde, antwortet der Präsident, dass seine Regierung nicht dazu da sei, die Versorgung der Bevölkerung mit Konsumgütern zu verbessern, sondern dazu, Iran auf die Ankunft des Mehdi vorzubereiten. Der Präsident sieht sich als auserwählten Wegbereiter der Wiederkehr des Erlösers. Sein geistlicher Mentor, der radikale Ajatollah Mesbah-Jasdi, nennt ihn den „Erwählten des Zwölften Imams“.

„Wir müssen Iran in ein modernes und göttliches Land verwandeln, ein Modell für alle Nationen, das als Basis für die Wiederkehr des Zwölften Imams dienen wird“, sagt der Präsident.

Viele sehen die Sorglosigkeit, mit der er Geld verteilt, als Zeichen für den Endzeitglauben des Präsidenten. In der Außenpolitik, vor allem bei der Nuklearfrage, bestärken die messianistischen Überzeugungen Ahmadineschad in seiner Kompromisslosigkeit. „Diese Mentalität macht sehr stark“, sagt der konservative Publizist Amir Mohebbian. „Wenn du denkst, dass der Mehdi in ein paar Jahren kommt, warum solltest du nachgeben? Jetzt ist die Zeit, um hart zu sein.“

Ahmadineschad scheut sich nicht, die Metaphysik auch in die internationale Politik einzuführen. Er hat gehört, Bush sei ein gläubiger Mensch, er schreibt ihm einen Brief, er mahnt ihn, an das jüngste Gericht zu denken. Seine Mahnung bleibt ungehört, der Brief unbeantwortet. Trotzdem hat er einen Punkt getroffen. Es ist gerade das quasireligiöse Sendungsbewusstsein der amerikanischen Führung, das der eigentlich zum Scheitern verurteilten Politik Ahmadineschads zu unverhofften Erfolgen verholfen hat. Die amerikanische Regierung, die in einer Realitätsverleugnung, die der iranischen nicht nachsteht, glaubte, den Mittleren Osten mit Waffengewalt demokratisieren zu können, bescherte Iran mit dem Sturz Saddam Husseins eine Machtposition in der Region, wie sie Teheran seit mehr als einem Jahrhundert nicht gekannt hat. Und die Verschärfung des Nuklearstreits erlaubte dem Regime im Inneren eine nationalistische Mobilisierung, die ihm eine Unterstützung brachte, die viele nicht mehr für möglich gehalten hätten.

Das islamische Regime könnte man mit Druck nicht besiegen, hat mir einmal ein Freund gesagt, der seit nunmehr fast fünfzig Jahren gegen die verschiedenen iranischen Machthaber kämpft. „Man muss es zu Tode umarmen.“

STADTGESPRÄCH



In Paris delectiert man sich an den Memoiren des sechszwanzig Jahre alten Jean Mauriac. Er ist der Sohn des Dichters François Mauriac, dessen Homosexualität er enthüllt. In diesen Zeiten des ungehemmten Exhibitionismus erfährt man auch sonst noch so einiges aus der Familie des Nobelpreisträgers, der zu den Weggefährten de Gaulles gehörte. Ihn verehrt der Sohn noch sehr viel mehr als den eigenen Vater. Jean Mauriac war jahrzehntelang als AFP-Korrespondent in seiner Nähe. Auch als die Studenten im Mai 1968 auf die Barrikaden gingen, „Danny le Rouge“ Cohn-Bendit ausgewiesen werden sollte und de Gaulle nach Baden-Baden flüchtete. Der ganze Mauriac-Clan, dem ein paar weitere Schriftsteller angehören, habe die Aufständischen unterstützt, empört sich Jean Mauriac. Und Cohn-Bendit in der Wohnung des Nobelpreisträgers vor der Polizei versteckt. J. A.

In Rom stehen wieder mal Wahlen bevor: Während Expremier Prodi abtritt und ein paar Gefolgsleute in die Rente mitnimmt, plant Ciriaco de Mita felsenfest für die Zukunft. Das Urgestein feiert zwar dieses Jahr seinen achtzigsten Geburtstag, war auch vor zwanzig Jahren kurz Premierminister für die Christdemokraten. Obendrein war der agile Strippenzieher aus dem Süden mitverantwortlich für den Kollaps der korrupten „Democrazia cristiana“ und wechselte dann nach links. Das alles hat seine Karriere im Parlament nicht beendet. Und nun soll schon Schluss sein? De Mita verkündete trotz, er sei zu Unrecht ein „Opfer des Alters“ und deshalb durch seine Nichtaufstellung für die verjüngte Demokratische Partei beleidigt worden. Er sucht schon eifrig neue Freunde auf dem rechten Flügel. Sein erklärtes Ziel: „Ich will bei einer Rede im Parlament sterben.“ Wann, hat er nicht gesagt. dsch

In Moskau lebt der Hungerstreik als letzte Waffe der Verzweifelten wieder auf. Für die Verlegung des todkrank Chodorowski-Vertrauten Alexanjan aus dem Untersuchungsgefängnis in ein Hospital verweigerten außer Chodorowski in seiner sibirischen Zelle noch neun Sympathisanten in Russland Essen und Trinken. So viel Widerstand gegen den Gefängnisterror gibt es noch im Meer der Apathie, sagt der ehemalige Yukos-Manager Kandaurov. Schriftsteller Wladimir Bukowski, der als Regimegegner oft im Sowjetgefängnis saß, weiß, dass Häftlingen keine andere Form des Protestes bleibt. Heute erreiche man mit Hungerstreik nichts, verkündet vom politischen Olymp Valeri Rjasanski, stellvertretender Fraktionsvorsitzender der Kremlpartei „Einheitsliches Russland“. Zumal Hungerstreikende nie selbständig handeln, sondern stets angestiftet würden. Die Parlamentarierin Dobrowolskaja findet Hungerstreik zu theatralisch. Der Kommunist Tomarjow würde nur der Weltrevolution zuliebe fasten. Die Hungernden um Chodorowski essen wahrscheinlich heimlich Schokolade, giftet Tomarjow. Dank des Hungerstreiks aber liegt Alexanjan inzwischen in einer Moskauer Klinik, wo man den aids- und krebserkrankten Mann jedoch nicht behandelt, sondern rund um die Uhr ans Bett gekettet hält. kho

GENIE

Des Guten zu viel: Das Carpaccio

Von Erwin Seitz

Vittore Carpaccio war ein venezianischer Maler der Renaissance. Er fesselte das Auge des Betrachters häufig durch den so schlichten wie erhabenen Kontrast von Scharlachrot und Weiß. Im Zyklus zur Legende der heiligen Ursula etwa, der in der Galerie dell'Accademia in Venedig zu sehen ist, erscheint vor den Toren der Stadt ein Zug von hohen geistlichen Würdenträgern, die abwechselnd scharlachrote Biretts und weiße Mitren tragen. Die Prälaten bilden so einen feierlichen Verbund, um Pilger zu empfangen.

Im Jahr 1950, als eine große Carpaccio-Ausstellung in der Lagunenstadt stattfand, schlug die Stunde des Carpaccio auch in der Gastronomie. Die Contessa Amalia Nani Mocenigo kam seinerzeit in Harry's Bar, die nicht weit von der Accademia entfernt liegt, und teilte mit, sie dürfe kein gekochtes Fleisch mehr essen. Der Chef des Hauses, Giuseppe Cipriani, schnitt kurzer-



Muss das sein? Octopus-Carpaccio, schön symmetrisch Foto StockFood

hand hauchdünne, scharlachrote Scheiben vom Rinderfilet ab, breitete sie lückenlos auf einem Teller aus, zog darüber weiße, gitterförmige Fäden von der Mayonnaise mit Worcestershiresauce und nannte das Gericht, als Hommage an den heimischen Maler und seine brillanten Rot- und Weißtöne: Carpaccio.

Heute soll alles und jedes kunstvoll sein oder schlimmer noch: kreativ. Doch nicht die ingeniose, farbliche Könnerschaft des Malers oder das kon-

genial einfache Rezept von Giuseppe Cipriani ist nun in aller Munde, sondern nur der Name des Carpaccio: als vage Vorstellung eines irgendwie kunstfertigen und leicht beschwingten Gerichts aus dünn geschnittenen Zutaten von mehr oder minder mediterraner Herkunft. Das Carpaccio verwandelte sich seiner Klangfarbe nach zum Carpaccio: zum launigen, kleinen Kunststück, zu dem sich jeder befähigt glaubt. Nichts wird mehr verschont, ob Rucola, Steckrüben oder süße Früchte: Alles wird kunterbunt vermischt und unter der Tarnkappe des Modenamens ins vermeintlich Künstlerische erhoben, zum Beispiel das „Ananas-Carpaccio mit Quark-Omelette und Kokos-Frappe“ oder das „Hummer-Carpaccio mit Kartoffelsalat“.

Kaum ein Vorstadt-Bistro scheint sich diesem Wortgeklingel oder Kochkunst-Dadaismus entziehen zu können. Die alte deutsche Abneigung gegenüber klaren Farben und Formen italienischer Provenienz bricht sich unter einem italienischen Stichwort neue, ungeahnte Bahnen. Man meint, endlich mediterran zu kochen, kapiert aber wieder einmal das Wesentliche nicht.

WAHNSINN

Zu viel des Guten: Der Zitrusduft

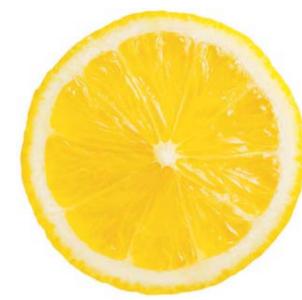
Von Philipp Huebel

Früher roch alles anders. In den Treppenhäusern der Altbauten wittert man noch den Duft einer fremden Zeit: Er stammt von ehemaligen Bewohnern, Gästen und Lieferanten. Von Haut, Haaren und Fusseln. Von vergossenem Wein, Urin, Bohnerwachs und Müll. Es sind Moleküle, die in den Fugen überdauern haben. In der Weltliteratur und Wirklichkeit des frühen zwanzigsten Jahrhunderts riechen Hausflure nach saurem Schweiß und altem Kohl. Und manchmal nach Gesichtspuder, Kölnisch Wasser und Zimtgebäck.

Und heute? Ist der Gestank und die Vielfalt fast verdrängt. Die Familie der Zitrusfrüchte hat die Höhe über den Dufttraum eingenommen: Limonen, Pampelmusen, Grapefruits, Bergamoten und Orangen. Alle Oberflächen, glatt oder rau, sind mit limoniger, aseptischer Patina überzogen: Haut und Haare, Kleider und Möbel, Dielen und Fliesen. Dieser Aromafilm balsamiert und

versiegelt Menschen und Objekte. Er unterdrückt Konkurrenzgerüche.

Die Zitrone hat in den letzten Jahrzehnten Karriere gemacht: Vor einer Generation noch lag sie geviertelt neben dem Schnitzel oder steckte als Scheibe auf dem Mineralwasserglas. In den neunziger Jahren brachte Calvin Klein „CK One“ heraus, das Parfum, das die Geschlechterdifferenz auflöste. Unisex: Es kommt nicht darauf an, nach Mann oder Frau zu riechen, nicht einmal, Mann oder Frau zu sein. Die



Um diese Sonne dreht sich die Welt der Waschmittel: die Zitrone Foto StockFood

Duftnote ist hermaphroditisch. Sie ist alles zugleich und doch nur eins: zitronig-frisch. Sauber, lebensbejahend und erfolgreich.

Seitdem finden sich Zitrusfrüchte überall: in Raumsprays, Duftkerzen und im Gipssputz. In Kaugummi und Cola. Die Orange würzt das Bier und die Limette die Salatsoße. In Geruch und Geschmack ist vieles identisch und damit ohne Identität: Toilette und Kopfkissen, Kräuterschnaps und Bonbon, Braten und Dessert. Unser Geruchsleben ist so homogen wie nie zuvor.

Die Limonenlust ist jedoch nicht universell. In vielen Erdteilen weht ein anderer Wind. Dort sind die olfaktorischen Noten erdiger und harziger. Es dominieren die Drüsendüfte: Moschus und Amber. Man ist näher an der Haut. In den Straßen riecht es nach Mensch.

Im Westen gehen wir lieber auf Distanz und folgen damit einem Hygieneideal, das uns die Werbung für Reinigungsmittel weismachen will. Doch wer alle organischen Gerüche eliminiert, schließt andere Menschen aus dem eigenen Dunstkreis aus. So erfrischend eine Zitronenbrise ist, man kann sich schnell in ihr verkühlen.